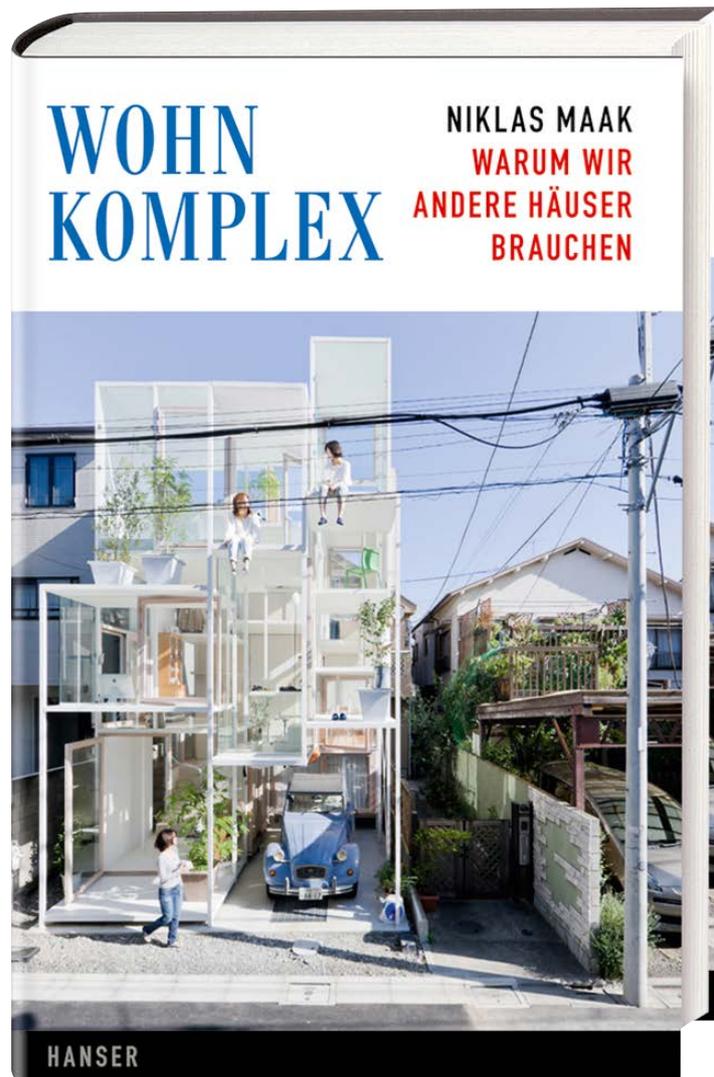


Leseprobe aus:

Niklas Maak

Wohnkomplex Warum wir andere Häuser brauchen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2014

HANSER



Niklas Maak

Wohnkomplex

Warum wir andere
Häuser brauchen

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24352-1

Alle Rechte vorbehalten

© Carl Hanser Verlag München 2014

Satz im Verlag

Lithos: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C006701

Inhalt

Worum es geht: Die Probleme der aktuellen Architektur

Festhalten am Idyll: Der Mann mit dem Rasensprenger	11
Fetisch Wohnen	13
Hüllen für Lebensentwürfe, die es nicht mehr gibt	17
Eine Milliarde Wohneinheiten	19
Superobjekte: Die Falle des Parametrismus	21
Die ökonomische Verödung der Städte	23
Wie über Architektur streiten?	24
Die Anthropologisierung des Wohnens	25
Das Sprachproblem der Architektur	34
Nach dem Haus: Architektur neu denken	36

1 Stadt und Vorstadt

Die Stadt	43
Die Vorstadt	63

2 Künstliche Paradiese

Welten ohne Außen I: Celebration City	77
Welten ohne Außen II: Die Architektur der Bewusstseinskonzerne	83
Das Haus späht seine Bewohner aus: Hudson Yards	87

3 Zuhause sein

Elemente der Architektur	94
Architekturen der Panik	96
Die Räume des Hauses: Eine kurze Phänomenologie des Wohnens	112

4 Andere Häuser

Die Sprachkrise des Architekten	135
Bauen jenseits architektonischer Kategorien: Fujimotos Haus NA	136
Inklusivität: Jenseits von Innen und Außen	141
Theorie der Schwelle: Was ist innen, was außen?	143

5 Von der Höhle zum Eigenheim

Wie der Neandertaler ins Einfamilienhaus kommt:

Die Biologisierung der Wohnungsgeschichte	153
»Cottage Economy« und die Folgen:	
Die Ideologiegeschichte des kleinfamiliären Wohnens	157
Kollektives Wohnen oder Einzelhaus?	
Zur Vorgeschichte einer Debatte	162
Ökonomische Gründe für den Siegeszug des Einfamilienhauses	169
Mit Sprengstoff gegen das Kollektiv: »The Fountainhead« und die Verteidigung des Einfamilienhauses	170

6 Nach dem Haus, jenseits der Kleinfamilie

Manifeste für das postfamiliäre Wohnen:

Tsukamoto und Yamamoto	175
Architekturen jenseits von Innen und Außen:	
Die Yokohama Apartments	178
Teilen: Die »Sharing Economy« und die neuen Wohnkollektive	180
Kollektives Wohnen: Was ging schief?	181
Das Kollektivhuset	183
Die neuen Wohnkollektive: The Share	186
Kollektivarchitektur in Amerika:	
Von Habitat 67 zu den Star Apartments	193
Sharing Space: Kollektivhäuser in Europa	194

7 Wandlungen des Privaten

Das Offene und das Intime	205
Zur Vorgeschichte des privaten Wohnens	208
Utopien der totalen Öffentlichkeit	212
Recht und Architektur	214
Das Geraubte und das Eigene: Pathologie des Privaten	218
Architektur der Gastfreundschaft	223

8 Neue Formen des Öffentlichen

Was ist ein Platz? Das Problem von Struktur und Form	233
--	-----

9 Geschlossene und offene Systeme	
Architektur als Skulptur: Das tragische moderne Superzeichen	253
Theorie der Einnistung: Die informelle Stadt	255
10 Atmosphären	
Paradoxe Atmosphären	287
Konstruktion von Atmosphären: Philippe Rahms Räume	290
Die Steuerung der Wahrnehmung im kommerziellen Raum	290
Großzügigkeit und <i>Hospitality</i> : Das ›mehr als nötig‹	292
11 Ändert die Gesetze!	
Wohnungsbau, Bürokratie, Kapitalismus	297
Der Raum des Janus	305
Anmerkungen	308
Bildnachweis	318

Worum es geht

Die Probleme der aktuellen Architektur



Großburgwedel, Christian Wulff vor seinem Eigenheim

Festhalten am Idyll

Der Mann mit dem Rasensprenger

Ein Mann steht im Garten, das Hemd ist offen, der Mann entspannt; heiter lacht er in die Kamera. Hinten sieht man das backsteinerne Haus, das Krüppelwalmdach wie eine Mütze in die Stirn gezogen. Eine Steinkante markiert ein Geviert, hier posiert ein akkurat frisierter Buchsbaum. Der Mann hält etwas Duschkopffartiges in der Hand, aus dem Wasser strömt; ich bin einer wie ihr, teilt die Aufnahme mit, ich entspanne mich beim Rasensprengen in meinem schönen und vorbildlich gewässerten Garten!

Der Mann, der sich im Garten seines Einfamilienhauses bei Hannover der Presse zeigte, ist Christian Wulff, ehemaliger Ministerpräsident von Niedersachsen und ehemaliger Präsident der Bundesrepublik Deutschland. Kurze Zeit nachdem die Bilder des Hauses kursierten, war Christian Wulff nicht mehr im Amt; am 17. Februar 2012 sah er sich gezwungen, wegen einer Affäre zurückzutreten, die mit dem Wunsch nach einem Haus im Grünen begonnen hatte – und mit dem Problem, das nötige Geld dafür aufzutreiben. Die Geschichte ist bekannt: 2008 hatte Wulff von dem befreundeten Unternehmer Egon Geerkens und seiner Frau einen Kredit über eine halbe Million Euro für den geplanten Hausbau angenommen. Das bekamen ein paar Journalisten mit und auch die Opposition; bei einer Anfrage im niedersächsischen Landtag erklärte Wulff, er unterhalte keine Geschäftsbeziehungen zu Geerkens. Man überführte ihn der Lüge, Wulff wurde nervös, sprach Journalisten ungeschickte Dinge auf die Mailbox – und wenig später war der Politiker, der sich gerade von einem freundlich-farblosen Landespolitiker zu einem Präsidenten mit starken Positionen in der Integrationspolitik wandelte, aus dem Amt gejagt. Es ist eine traurige Geschichte: Hätte sich Wulff 2008 gegen ein Krüppelwalmdachhaus auf dem Land bei Hannover entschieden, würde er vermutlich noch heute als Präsident im deutlich größeren Berliner Schloss Bellevue wohnen.

Das Foto vom Präsidenten vor dem überteuerten Eigenheim ist das

Bild einer Katastrophe, die sich millionenfach wiederholt: Ein Mann steht vor einem Haus, das er sich nicht leisten kann; ein Mann verschuldet sich für einen Traum von der Idylle, der ihn in den Abgrund reißt.

Viele der großen Krisen der Gegenwart sind in ihrem Kern Immobilienkrisen. Sie haben fast alle mit dem Wohnen zu tun: Die Wulff-Affäre handelt ebenso von jemandem, der unbedingt ein Haus haben will, für das er kein Geld hat, wie die Geschichte der amerikanischen Immobilienblase, die am Anfang der globalen Bankenkrise stand.

Auch der Klimawandel und die soziale Spaltung der Gesellschaft werden dadurch verschärft, dass zu viele Menschen von einem Haus im Grünen träumen oder sich in den überteuerten Stadtzentren keine Wohnung leisten können und deshalb wegen ein paar Quadratmetern Rasen vor die Stadt ziehen und mit einem Familienauto zur Arbeit pendeln, das noch mehr Geld kostet und die Luft und die Ruhe zerdieselt, derentwegen man aufs Land zog. Das Ergebnis: Schulden, Stress im Stau und wachsende Enttäuschung darüber, dass das Land auch kein Land mehr ist, wenn Millionen dorthin ziehen – sondern allenfalls dessen suburbanisierte, überfüllte, vollkommen verbaute Schrumpfform.

Was folgt daraus? Nicht viel. Nach wie vor entstehen endlose Vorort-siedlungen, endlose Karawanen aus grimmig dreinschauenden, airbag-bewehrten, sportlich befehlten airconditionierten Turbodieselgroßraumlimousinen rollen jeden morgen im Schritttempo in die Innenstädte, wo die Fahrerinnen und Fahrer für die Begleichung ihres Immobilienkredits schufteten, dessen Ergebnis sie allenfalls abends und am Wochenende erschöpft genießen dürfen.

Warum sind unsere Städte trostlos, die Vororte ein Desaster, die Häuser – bis auf wenige Ausnahmen – so indiskutabel und hässlich?

Man kann nicht behaupten, dass sich niemand mit dem Thema Wohnen beschäftigt, im Gegenteil: Das Wohnen wird überall diskutiert. Das Wohnen ist zum Hauptzweck aller Lebensanstrengungen geworden: In den Zeitschriftenläden ist das breiteste Regal das mit den Wohnzeitschriften. Im Fernsehen laufen Wohnsendungen, Einrichtungsberatungssendungen, man kommt nach Hause, schaltet den Fernseher an – und sieht, als sei der Fernseher ein bösertiger Zerrspiegel, Menschen in

ihrem Wohnzimmer; Schrank, Lampe, Couchtisch, zwei ausladende Sessel, ein Sofa, darauf sitzt der Schuldenberater Peter Zwega und macht ein langes Gesicht. Gegenüber eine zitternde Familie: der Mann, Postbote, hat sich mit dem Kauf eines Hauses übernommen, die beiden blassen Kinder sind oft allein zu Haus, denn die Frau versucht, als Putzfrau zum Familieneinkommen beizutragen, trotzdem reicht das Geld nicht; Zwega, Held der RTL-Fernsehshow »Raus aus den Schulden«, rechnet vor, dass das halb noch im Bau befindliche, halb schon vermüllte Haus, in das man so viel Arbeit steckte, verkauft werden muss.

Fetisch Wohnen

Wohin man kommt, es wird über Wohnungen, Häuser, steigende Mieten, Einrichtungen geredet. Das Wohnen ist zum alles bestimmenden Fetisch geworden, von einer Notwendigkeit zum eigentlichen Daseinsgrund: Man arbeitet, um schön zu wohnen. Es werden Küchen für den Preis eines Mittelklasseautos erworben, um dort Zeit-mit-Freunden-und-der-Familie zu verbringen; weil man aber für die Immobilie und ihr Innenleben so viel arbeiten muss, hat man fast keine Zeit mehr zum Wohnen.

Das Wohnen ist zu teuer geworden. Nach einer Studie, die die Bertelsmann-Stiftung veröffentlichte, haben viele Familien in großen deutschen Städten nach Abzug der Miete im Schnitt weniger Geld zur Verfügung als den Hartz-IV-Regelsatz von 1169 Euro im Monat, und nicht nur in Deutschland treiben zu teure Häuser ihre Besitzer in die Verzweiflung.

In New York leben zweiundzwanzigtausend Kinder ohne Obdach auf der Straße, so viele wie seit der Weltwirtschaftskrise von 1929 nicht mehr.¹

In den Vereinigten Staaten könnte mittlerweile fast die Hälfte der Hausbesitzer, die über die Internet-Agentur AirBnB Zimmer an Fremde

untervermieten, anders nicht mehr ihren Kredit bedienen.² Andere können sich gar keinen Kredit leisten. Um diesen Menschen trotzdem ein Haus verkaufen zu können, bieten die Massivhausbauer dämmverputzte Billigstkisten an, die mit Häusern nur noch die grobe Grundform gemein haben – und trotzdem zu teuer sind. Die RTL-Sendung »Raus aus den Schulden« ist auch deshalb ein großer Erfolg, und wenn jemand den Schulden und Herrn Zwegat glücklich entkommen ist, muss er aufpassen, dass nicht gleich das nächste RTL-Team kommt, denn wer glaubt, dass sein Leben und seine Wohnung in Ordnung seien, den belehrt die Sendung »Einsatz in vier Wänden« eines Besseren: Hier lässt eine gnadenlos resolute, selbst raumteilerhaft auftretende Moderatorin im Dienste eines angeblich schöneren Wohnens unansehnliche alte Küchen im Rekordtempo durch noch unansehnlichere neue Baumarktküchen ersetzen. Auch diese Form ästhetischer Anschläge auf ahnungslose Hausbewohner ist beim Publikum sehr beliebt.

Nirgendwo wird die Fetischisierung des Wohnens sichtbarer als in den Wohnzeitschriften. In den sechziger und siebziger Jahren sahen Zeitschriften wie »Die Kunst und das schöne Heim« oder »Schöner Wohnen« noch aus wie Verkaufskataloge für Raumschiffe und feierten mit extraterrestrischer Euphorie neue Häuser als Aufbruch in eine schönere, aufregendere, moderne Welt.

Jetzt ist der Tenor anders: Es geht nicht mehr um Aufbruch, sondern um tröstliche Selbstversenkung: »Schöner Wohnen« wirbt für »moderne Gemütlichkeit«, das Romance-Sonderheft von »Wohnen und Dekorieren« veröffentlichte die »besten Ideen für eine romantische Wohlfühlwelt«, eine Zeitschrift mit dem erstaunlichen Titel »Zuhause wohnen« (wo denn sonst: im Büro? auf dem Bahnhof?) empfiehlt »Schöne Dinge, die von innen und außen wärmen«, legt einen »Romantik-Kalender« bei und empfiehlt »Möbel mit Wohlfühl-Garantie«; die Zeitschrift »Wohnen – Träume« stellt auf acht Seiten »dekorative Quasten« vor, »Country living«, ein Extra von »Living & More«, verspricht »Behaglich wohnen«, die Zeitschrift »H.O.M.E.« titelt »Schlaf gut – 50 neue Betten, ein Traum«, wie auch »Schöner Wohnen« »besser schlafen – die schönsten Betten« verspricht. Blättert man eins der Hefte auf, sieht man:

satinweiche Kissen. Sumpfweiße Sofas. Daunendeckenüberspülte Betten. Wanddick wallende Gardinen, hinter denen die trostlose Welt draußen verschwindet, und mit ihr der Blick für die Ursachen dieses Elends. Das Ziel aller Einrichtungszeitschriftenträume ist kein heiteres, wildes Leben, sondern Entspannung, Schlaf und Abschottung. Das Einfamilienhaus, das schon der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich ausgiebig als »aufwändige Form der Asozialität«³ beschimpfte, wird endgültig zum Tempel der Immersion: Hier geht es trotz riesenhafter Küchentische, die wie Monumente einer unerfüllten Sehnsucht den Raum versperren, nicht mehr darum, Gäste einzuladen und gemeinsam zu feiern, sondern um ungestörten, quastenumbaumelten Schlaf. Gibt es eine einzige Einrichtungszeitschrift, in der man fünfzehn Menschen an einem verwüsteten Tisch, auf Sofas und in Küchen feiern sieht? Eben. Die Einrichtungsgegenstände und Dekorationsideen erzählen von der Überforderung des Bewohners: Das Haus ist eine Wellnesslandschaft für den burnoutgeplagten, weil überarbeiteten Immobilienbesitzer, eine *Comfort Zone*, in der alles auf Erholung, Abschottung und Trost ausgerichtet ist – und vergessen lässt, dass das Haus, der Stress und die Kosten, die es produziert, selbst ja einer der Erschöpfungsgründe ist.

Jedes Jahr kommen allein in Deutschland 40 000 Baustreitigkeiten vor Gericht, jeder zehnte Fall hat einen Streitwert von über 50 000 Euro.⁴ Warum mutet man sich das zu? Warum benehmen sich Millionen von Menschen, als sei es eine anthropologische Notwendigkeit, sich über beide Ohren zu verschulden, um ein mindestens hundertfünfzig Quadratmeter großes Haus mit Keller, Doppelcarport und Geräteschuppen zu beziehen?

Jedes Jahr kommen allein in Deutschland 40 000 Baustreitigkeiten vor Gericht, jeder zehnte Fall hat einen Streitwert von über 50 000 Euro.⁴ Warum mutet man sich das zu? Warum benehmen sich Millionen von Menschen, als sei es eine anthropologische Notwendigkeit, sich über beide Ohren zu verschulden, um ein mindestens hundertfünfzig Quadratmeter großes Haus mit Keller, Doppelcarport und Geräteschuppen zu beziehen?



Die vordergründigen Antworten lauten: Weil man im Eigenheim, anders als bei der entfremdeten Lohnarbeit, im öffentlichen Raum und anderen Bereichen des Lebens, sein eigener Herr sein kann. Weil man sich ökonomisch emanzipiere von Fragen der Altersversorgung und Mietsteigerungen. Weil man glaubt, das Geld sei sicher angelegt in einem bleibenden Wert. Wobei es angesichts der heutigen Qualität von Neubauten noch die Frage ist, ob ein Haus länger hält als ein Auto.

Das Bauen ist zu teuer geworden. Die Art und Weise, wie noch in den sechziger Jahren eine Wand gemauert wurde, ist heute für einen großen Teil der Bauherren gar nicht mehr bezahlbar, die schnell hochgezogene, eilig mit Dämmung vollgeklebte und verputzte Fassade aber auch nicht: Sie hält vielleicht zehn Jahre, bis massive Schäden auftreten; wer heute ein Haus mit Vollwärmedämmung baut, kann sich schon einmal darauf einstellen, die Fassade alle zehn Jahre zu erneuern – was ein langfristiges Bombengeschäft für die Dämmindustrie ist: Jeder Auftrag kommt automatisch alle zehn Jahre wieder.

Und es ist natürlich ein Irrtum, dass man in der mit solchen Wegwerfhäusern eng bebauten Vorstadt wenigstens »für sich« sei: der Gestank von Grillfleisch und Holzschutzmittel, Rasenmäherlärm wehen über die Thuyenhecke – in einer Mietwohnung kann man sich den Nachbarn besser vom Leibe halten.

Hüllen für Lebensentwürfe, die es nicht mehr gibt

Aber es scheint keine überzeugenden Alternativen zum Einfamilienhaus zu geben. Wenn es um den passenden architektonischen Rahmen für das Privatleben ging, um eine Versicherung gegen Altersarmut oder Inflation, waren die Wahlmöglichkeiten bisher deprimierend gering: Eine, je nach finanzieller Situation, kleine oder große Wohnung, ein kleines oder großes Haus.

Die bauliche Form erzwang dabei fast den Lebensentwurf: Vater, Mutter, Kind, Haustier, dazu die Großraumlimousine im Carport. Schon auf die Frage, wie mit pflegebedürftigen Eltern, mit Freunden und deren Kindern zu wohnen wäre, halten diese Bauformen keine Antwort bereit – weil der Lebensentwurf, um den herum sie entworfen wurden, solche Konstellationen nur als Notfälle kennt. Der Standardisierung der Lebensformen entspricht die Standardisierung der öffentlichen Räume: Wenn man sich trifft, dann als Zuschauer bei Veranstaltungen oder in kommerziell überformten öffentlichen Räumen, in denen soziale Rituale durch Konsumhandlungen vorgezeichnet sind: Man muss, um sich dort aufhalten zu dürfen, Getränke oder Essen bestellen, eine Kinokarte kaufen oder, beim Ladenbummel, Kaufabsichten wenigstens vortäuschen.

Die Misere der Stadtplanung und der Baupolitik beginnt mit der falschen Vorstellung davon, was die Menschen auf einem Platz, in einer Wohnung tun möchten.

Staatliche Wohnungsbaugesellschaften, Immobilienentwickler und Bauträger fragen viel zu selten, für wen sie eigentlich bauen. Sie ignorieren das Phänomen einer alternden Gesellschaft, die nicht mehr über die gleichen räumlichen und finanziellen Ressourcen verfügt wie frühere Generationen und die sich schon aus ökonomischen Zwängen heraus einschränken muss – und sie ignorieren die Entwicklung zu einer Gesellschaft, in der die klassische Familie nicht mehr die Mehrheit stellt. Anders gesagt, man baut für einen Lebensentwurf, den es so gar nicht mehr gibt.

Die heute dominierenden Grundtypen unserer Architektur, Wohnung und Haus, waren größtenteils auf ein Lebensmodell ausgelegt, das – nach einer kurzen Phase des Single-Daseins in Ein-Zimmer-Apartments während des Studiums oder der Lehre – auf die Gründung einer klassischen Kleinfamilie hinauslief, mit der dann ein Haus auf dem Land oder eine Vierzimmerwohnung in der Stadt bezogen wurden. Nach einer Analyse des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung belegt Deutschland mit einem Anteil von rund 40 Prozent Einpersonenhaushalten an allen Haushalten einen Spitzenplatz innerhalb Europas – gleich hinter Norwegen und Dänemark. In den Großstädten waren es 2011 sogar über fünfzig Prozent, in Berlin sind Familien fast schon eine Randgruppe – ihr Anteil an den Haushalten liegt gerade einmal bei knapp über 20 Prozent.⁵

Wie also kann die Zukunft des Wohnens unter solchen Bedingungen aussehen? Wie reagieren Stadtplanung und Wohnungsbau? Was könnte ein Platz, ein Haus, eine Wohnung jenseits der Formen sein, die wir kennen? Und wären Formen denkbar, die ihren Bewohnern mehr Freiheiten lassen, weil sie weniger ökonomischen Druck verursachen; wer nur die Hälfte für seine Wohnung zahlt, muss weniger arbeiten und hat mehr Zeit für das, was man jenseits von Fernsehen und Einschlafen Wohnen nennt.

Die Lebensplanungen, die sozialen Rituale, die ökonomischen Bedingungen, die Vorstellungen von Familie und Lebensentwürfen, die Wohnwünsche ändern sich – aber das magere Angebot architektonischer Hüllen bleibt gleich. Nicht nur Christian Wulff ist dieser Diskrepanz zum Opfer gefallen.

Es ist höchste Zeit für neue Häuser und günstigere, angemessenere Wohnformen – vor allem im Hinblick auf die demographischen Prognosen für die kommenden Jahrzehnte.

Eine Milliarde Wohneinheiten

Bis 2050 erwarten die Vereinten Nationen einen Bevölkerungsanstieg um mindestens 1,5 Milliarden Menschen, in ihrem mittleren Szenario sogar um 2,5 Milliarden. »Allein in Asien könnten im Jahr 2030 1,5 Milliarden Haushalte bestehen«, schreibt Tobias Just, Leiter der Branchen- und Immobilienmarktanalyse der Deutsche Bank Research. »75 Prozent mehr als zur Jahrtausendwende. In Lateinamerika ist die Dynamik ähnlich stark, in Nordamerika etwas schwächer, in Afrika sogar noch stärker. Selbst in Europa fällt der Anstieg mit rund 16 Prozent noch beachtlich aus.« Die Zahl der Haushalte werde in den kommenden zwei Jahrzehnten »um gut 700 Millionen zulegen. Weil jedoch gerade in Afrika und Asien die Verstädterung sehr rasch voranschreitet, der Umzug eines Haushalts vom Land in die Stadt also zusätzliche Wohnungsnachfrage induziert, müssen bis 2030 weltweit etwa eine Milliarde zusätzlicher Wohnungen fertiggestellt werden, um den Bedarf zu decken.«⁶

Auch wenn die Zahl sehr hoch gegriffen erscheint: Wie werden die Hunderte von Millionen Wohneinheiten aussehen, die man in jedem Fall bauen muss?

Die meisten ihrer Bewohner werden kein Geld haben, um ein Haus, wie wir es kennen, oder auch nur eine Wohnung in einem Hochhaus zu finanzieren. Hochhäuser sind, schon aufgrund der Service- und Betriebskosten etwa für Fahrstühle und der hohen Baukosten in Asien und Lateinamerika bereits heute Wohnformen für den Mittelstand. Schon jetzt leben laut UN-Habitat 400 Millionen Stadtbewohner in kritisch überbelegten Wohnungen, vor allem in Südasien und Indien, wo über ein Drittel der städtischen Bevölkerung in Räumen lebt, die mit mehr als drei Personen belegt sind. Es wird ökonomisch wie ökologisch nicht möglich sein, den Bedarf an Wohnraum mit den herkömmlichen architektonischen und urbanistischen Mitteln und Formen zu bedienen. Die Frage ist also, wie man jenseits der bekannten Bautypologien Bewohnern auf engstem Raum und für geringstes Geld Rückzugssphären und Gemeinschaftsräume bietet – und wie man die in den ausge-

dünnten Randbezirken und von Bevölkerungsschwund geplagten Gegenden Europas und Nordamerikas massenhaft leerstehenden Bauwerke – Siedlungen, Fabrikhallen, Verwaltungsbauten – geschickt umnutzt und neu besiedelt. Optimisten hoffen, dass durch Ansiedlung attraktiver Industrien, ortsungebundene Computerjobs und zunehmende Großstadtmüdigkeit die schrumpfenden Städte der osteuropäischen und amerikanischen Provinz eine neue Blüte erleben werden; alle Statistiken sprechen dagegen, dass dieses Phänomen die Massenwanderung in die Metropolen aufhalten kann.

Wie werden die neu gebauten Häuser und Wohnungen dort aussehen? Das Problem wird noch verschärft durch die Übernahme westlicher Zersiedlungsformen in Asien: Die Staus in chinesischen Großstädten haben apokalyptische Ausmaße angenommen – und dabei ist in den großen Städten Chinas und Indiens nach einer Statistik der Bundeszentrale für politische Bildung die Bevölkerungskonzentration noch vergleichsweise gering; nur drei Prozent der städtischen Bevölkerung Chinas leben in Shanghai, während 42 Prozent der japanischen Stadtbevölkerung im Ballungsraum Tokio leben – laut Volkszählung von 2005 rund 35,7 Millionen Einwohner, die Bevölkerungsdichte liegt bei 13 415,00 Menschen pro Quadratkilometer. Man kann sich ausmalen, was passieren würde, wenn die chinesischen Metropolen beim Verkehr und der Besiedlungsdichte mit Japan gleichziehen. Schon aufgrund der knapper werdenden Ressourcen ist das europäische und amerikanische Modell des Vororts an sein Ende gekommen: Millionen neuer Städter werden nicht mehr in endlos ausgedehnten Bungalowsiedlungen wohnen können, aus denen sie mit der Mittelklasselimousine jeden Morgen zur Arbeit pendeln.

Man darf beide Wohnungskrisen nicht miteinander verwechseln. Einmal geht es ums schiere Überleben, das andere Mal darum, in welcher Gesellschaft man leben will und welche Prioritäten diese Gesellschaft setzt: in welchen Räumen sie sich treffen, wo sie intim, wie sie gesellig sein will, wie sie das Private und das Öffentliche überhaupt definiert, und wie neue Räume dafür aussehen könnten. Die Frage, wie man die ökologisch und ökonomisch nicht mehr tragbare Zersiedlung der

Vorstädte und die Verödung der Städte in den Industrienationen eindämmt, ist zunächst einmal eine vollkommen andere als die, wie man Arbeitsmigranten in Indien, Asien und Afrika überhaupt unterbringt und ein Minimum an Schutz und Begegnungsräume für soziale Aktivitäten bietet. Beide Fragen müssen mit völlig anderen architektonischen, urbanistischen und politischen Mitteln angegangen werden. Aber dann gibt es doch wieder vieles, was die unterschiedlichen Problemfelder verbindet – unter anderem der Mangel an Ideen für grundlegend neue, günstige Behausungen, die veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen entsprechen oder zur Veränderung dieser Verhältnisse ermutigen könnten. In beiden Fällen müssen neue Bautypologien entwickelt werden. In beiden Fällen muss darüber nachgedacht werden, was »wohnen«, »privat sein« und »öffentlicher Raum« bedeutet; wovon und wie ein Habitat eigentlich schützen soll, und wieviel Platz man wirklich braucht. Dass viele Menschen 130 Quadratmeter mit Keller für das gerade noch erträgliche Minimum an Raum für eine vierköpfige Familie halten und sich für entsprechend dimensionierte Häuser verschulden: Das liegt auch daran, dass es so wenige überzeugende Gegenbeispiele gibt.

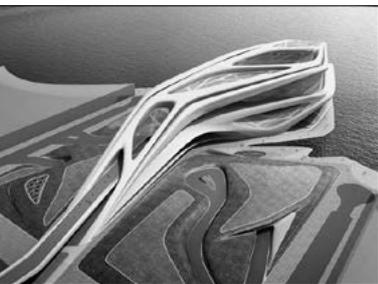
Superobjekte

Die Falle des Parametrismus

Wenn über die aktuelle Architektur geredet wird, geht es meistens um Regierungsbauten, Bahnhöfe, Flughäfen, Stadtschlösser, BND-Zentralen oder spektakuläre Museen in Dubai oder Qatar. In den Medien herrscht das Bild von Architektur als einer Kunst, solventen staatlichen oder privaten Auftraggebern möglichst spektakuläre skulpturale Superzeichen hinzustellen – und das, obwohl die meisten Menschen vielleicht nur ein Tausendstel ihrer Zeit vor diesen Superzeichen verbringen und ansonsten in Vorstädten, Verwaltungsbauten und anderen Baumassen-

ballungen sitzen, über die, auch weil sie so trostlos aussehen, außer einigen engagierten Fachjournalisten keiner gern sprechen möchte.

Ein Teil der Gegenwartsarchitektur steckt dazu noch im Parametrismus fest – der Anwendung parametrischer Designsysteme und digitaler Animations- und Scripting-Techniken auf die Architektur. Parametrik bedeutet, am Computer ein digitales Modell mit Hilfe von Parametern zu entwerfen. Jeder Parameter kann verändert werden, so dass komplexe Geometrien entstehen und am Ende unter Tausenden von Formen eine ausgewählt werden kann, die dann gebaut wird. Man muss unterscheiden zwischen Parametrik als Analyseinstrument für komplexe Phänomene wie etwa Fußgängerströme, die dank parametrischer Analysen besser gesteuert werden können, und Parametrismus als architektonischem Stil. Einfach gesagt: Man kann mit komplexen mathematischen Formeln komplexe urbane Prozesse analysieren, man kann urbane Verdichtung als Entstehung eines Schwarms beschreiben, der aus vielen Einzelgebäuden besteht.



Man kann als Reaktion darauf dann Häuser bauen, die sehr schlicht sind, oder Häuser, die wie extraterrestrische Insekten aussehen. Das Letztere ist Parametrismus als Stil: Die Gebäude sehen aus wie dreidimensionale statistische Kurven oder wie bionische Monster oder so, als hätte man Klassiker der Moderne aus Scheibenkäse nachgebaut und dann im Ofen erhitzt. Diese Schmelzscheiblettenarchitektur ist einfach zu entwerfen und enorm schwierig zu

bauen, und es entstehen am Ende fast immer vollkommen dysfunktionale Gebäude, die auch gar nicht als Bauten, sondern als – unter großen Opfern eventuell bewohnbare – Kunstwerke wahrgenommen werden wollen. Sie bedienen den Markt der Superzeichen, mit denen sich Auftraggeber in aufstrebenden Ländern wie Qatar gern ein Denkmal ihrer Prosperität und Dynamik setzen. Letzten Endes ist Parametrismus als Stilform aufwendiger Kitsch: das *Sacré Cœur* des digitalen Zeitalters.

Über die architektonisch kaum definierten Vororte, die Stadtviertel, die Orte, an denen sich das tägliche Leben zwischen Supermärkten, Spielplätzen, Tankstellen, Bürovierteln und Baumärkten abspielt, wird dagegen viel zu wenig gestritten – und deswegen ist es auch kein Wunder, dass Nostalgie und Abschottung mittlerweile die beherrschenden Strategien sind, wenn es ums Wohnen geht, und das vergangene Jahrzehnt von einer kollektiven Flucht ins *Home Improvement* geprägt war und mit allen Fernsehsendungen und Einrichtungsmagazinen und Möbeldiscountern eine Bewusstseinsindustrie hervorgebracht hat, deren Ideal der auf dem Sofa immobilisierte Bürger ist.

Die ökonomische Verödung der Städte

Gleichzeitig hat das, was in den Städten geschieht, nichts mehr mit einem normalen Gentrifikationsprozess zu tun, in dem ein wohlhabenderes Bürgertum Geringverdiener in andere Viertel vertreibt. Rechtsanwälte und Ärzte können sich inzwischen bestimmte innenstädtische Lagen ebenso wenig mehr leisten wie Familien, Rentner, Ladenbesitzer, Studenten, Arbeiter, Cafébetreiber und Kleinunternehmer: All jene, die eine Stadtkultur, verstanden als Verdichtung, Überlagerung, Durchmischung, gegenseitige Bereicherung verschiedener Bevölkerungsschichten, einmal ausmachten, werden abgedrängt zugunsten von Büros, Hotels, Einkaufspassagen, Anlagen zur allgemeinen Touristenbespaßung und wenigen Luxuswohnmobilien, die oft als Kapitalanlage erworben werden und die meiste Zeit leer stehen. Die Innenstadt verwandelt sich von einem Lebensraum in ein begehbare Anlagedepot, in dem einige Feinkostläden und anderer Spezialbedarf das Nötigste bereithalten, wenn doch einmal ein Wohnungseigentümer vorbeischaut.

Es gibt eine Debatte über das Berliner Stadtschloss, die inzwischen Papierberge aufgehäuft hat, die größer und schöner sind als jedes denk-

bare Schloss – aber es gibt keine vergleichbar heftige Diskussion darüber, wie man im Zentrum von Berlin und anderen Städten wohnen könnte und keine darüber, wie es kommt, dass wir mit WLAN in Häusern sitzen, die hartnäckig so tun, als seien gerade die Petroleumlampe und die Postkutsche erfunden worden: vier gemauerte Wände, darauf ein Spitzdach, darunter Schlafzimmer, Esszimmer, Wohnzimmer, Kinderzimmer, und in jedem dieser Häuser hockt eine Kleinfamilie und starrt hinaus. Ginge das auch anders? Und wie?

Nun kann man einwenden, dass nicht gleich das ganze Haus in Frage gestellt werden muss, nur weil die Musik jetzt aus dem iPod kommt und man mit dem Laptop auch von zuhause aus arbeiten kann: Die Menschen müssen immer noch schlafen, sie wollen sich sicher fühlen und nicht nass werden, wenn es draußen regnet. Auch das gehört zu den Argumenten, die der an Veränderungen nur mäßig interessierten Bauindustrie in die Hände spielt: Die Behauptung, dass »wohnen« und die damit verbundenen Bedürfnisse anthropologische Grundkonstanten seien – und am Haus nichts verändert werden müsse, nur weil sich die sozialen Rituale verändert hätten, die darin und davor stattfinden.

Wie über Architektur streiten?

Wie wollen wir wohnen? Die Frage ist alt und wichtig – und falsch gestellt. Denn wer ist »wir«? Jeder wohnt und jeder hat eine andere Vorstellung davon, wie ein Leben aussehen sollte. Schon deswegen ist es nicht einfach, über Architektur zu streiten. Immer, wenn einer kommt und ruft: Eure Städte sind eine Katastrophe! Eure Häuser elende Schrumpfformen der Idee eines Hauses, eure Plätze unwirtlich, kommt ein anderer und sagt: Das ist eure Sicht – *wir* finden es schön. Wo der ästhetisch sensible Freund der klassischen europäischen Stadt gegen proportionslose Großkistenarchitekturen anreitet, verteidigt ein anderer

diese Kisten als Teil einer modernen Ästhetik der Großstadt – und so fährt sich die Diskussion im Sumpf schwer verallgemeinerbarer Geschmacksurteile fest.

Die Anthropologisierung des Wohnens

Immer wieder wurde versucht, sich mit anthropologischen Argumenten aus diesem Sumpf zu retten. 1970 heißt es in der Informationsbroschüre einer Bausparkasse des öffentlichen Diensts: »Das Streben nach eigenem Grund und Boden ist von elementarer Kraft und tief in der menschlichen Natur verwurzelt«⁷ – eine seltsame Aussage angesichts von ursprünglich eher nomadischen Lebensweisen. Der Architekt Hans Kollhoff versuchte in seinem Essay »Gib mir Simse: Was ist zeitgemäßes Bauen« einen Befreiungsschlag, in dem er argumentativ fast bis zum Menschenaffen zurückging und behauptete, es gäbe eine »anthropomorphe Konstante des Architektonischen«, eine überzeitlich lesbare »Tektonik«, die eine »unbewusste Kommunikation zwischen dem Menschen und seinen Artefakten« herstelle.⁸ Damit wird gute Architektur biologistisch begründet – der Mensch an sich wolle einfach Spitzdächer, ein »Schrägdach mit Giebel« sei »im physiognomischen Vorteil gegenüber einem Flachdach« – was ähnlich sinnvoll ist wie die Behauptung, ein Kopf mit Hut sei im physiognomischen Vorteil gegenüber einem Kopf mit Seitenscheitel. Mit Verweis auf angebliche anthropologische Konstanten erklärt auch Gert Selle in seiner »verborgenen Geschichte des Wohnens«, es seien »die Sehnsüchte zu regressiv, die Erinnerungen zu verpflichtend, als dass es im Wohnen (...) zu einem revolutionären Wandel kommen könne«.⁹ Wohnen sei »eine anthropologische Konstante, Teil des Bedürfnishaushalts geblieben, dessen Anfänge sich im Dunkel der Menschwerdung verlieren«. Menschen glichen »nestbauenden Wesen, die genetisch gesteuert wissen, welche Rundung der Mulde

für die Brütenden und die Brut taugt.«¹⁰ Ein Kapitel seines Buchs widmet sich »Archetypen des Raums«, »uralten Bildern«, die »ins Namenlose der Vorgeschichte kultureller Erfahrung führen,«¹¹ wozu Selle auch das Spitzdach zählt, das sich auch heute noch auf jeder Kinderzeichnung als Formel für »Haus« wiederfinde.¹² Einmal als »uralt« im namenlosen »Dunkel der Menschwerdung« versenkt, entziehen sich diese Behauptungen jeder weiteren Überprüfbarkeit: Könnte es sein, dass Kinder bis zu dem Moment, wo sie ein Haus mit Spitzdach malen können, unendlich viele Spitzdachhäuser in Kinderbüchern, Playmobilstädten und auf Zeichnungen ihrer Kindergärtnerinnen gesehen haben, dass diese Chiffre also nicht angeboren, sondern erlernt ist wie der Anfangsbuchstabe des eigenen Namens? Was passiert, wenn man ein Kind, das in einer Bauhausvilla aufwächst, bittet, ein Haus zu malen? Es malt, was es kennt: ein Flachdachhaus. Und nun? Sogar die Neurowissenschaft hat neuerdings die Architektur als Gegenstand ihrer Forschungen entdeckt, untersucht wird, ob es überindividuelle, objektivierbare Wohnbedürfnisse, und damit zusammenhängend, besonders geeignete Bauformen geben könnte.¹³ Dass es individuelle historische Erfahrungen gibt, durch die sich Wohnvorstellungen ändern, steht hier nicht mehr im Vordergrund. »Bei der Analyse des Wohnens von ahistorischen Befindlichkeiten auszugehen (›Wie wohnt der Mensch?‹), erweist sich als Unsinn«, schreiben dagegen die Soziologen Hartmut Häußermann und Walter Siebel in ihrer »Soziologie des Wohnens«: »Abstrahiert man von den epochen-, kultur- und schichtspezifischen Ausformungen des Wohnens, so bleibt als einzige Gemeinsamkeit nur die physische Schutzfunktion der Wohnung. Die aber unterscheidet menschliche Behausungen gerade nicht vom Fuchsbau und der Bienenwabe. Was den Menschen vor dem Tier auszeichnet – das hat Karl Marx überzeugend dargelegt – ist seine Fähigkeit, sich seine Welt selbst zu entwerfen.«¹⁴

Niemand will erfrieren oder überfallen werden – darin sind sich Menschen, Katzen und Reptilien einig. Mehr anthropologische Grundkonstanten sind für das Wohnen aber kaum zu finden. Wie konnte aber dann etwa das Einfamilienhaus zu einer scheinbaren Naturkonstante in der Architektur der Städte und Vorstädte werden?

Dass sich das Einfamilienhaus als Wohnform durchsetzen konnte und immer noch dominiert, hat – das wird in der inzwischen sogar neurowissenschaftlich befütterten Diskussion gern vergessen – vor allem ökonomische Gründe: Es ist, zusammen mit den dicken, langen Mietwohnriegeln der städtischen Neubaugebiete, die Bauform, mit der die Bauindustrie, also Generalübernehmer, Massivhausunternehmer, Gewerke und Hersteller von Baumaterialien, die größten Gewinne erzielen können. Diese klare ökonomische Motivation erzeugt einen Druck, Standardisierungsprozesse im Baugewerbe noch zu verschärfen, was am Ende zu den bekannten immergleichen tristen Bauformen führt. Teil des Spiels ist es, diese ökonomische Motivation, deren Folgen die Bewohner zu tragen haben, zu verschleiern, das Einfamilienhaus als anthropologische Notwendigkeit anzupreisen und es so in den Status einer alternativlosen und unhinterfragbaren Naturform des Daseins zu hieven.

Viele begegnen den Folgen dieser aggressiven Lobbyarbeit einer Industrie mit depressivem Zynismus: Architektur sei nun einmal das Abbild von gesellschaftlichen Machtkonstellationen, jede Gesellschaft bekomme die Architektur, die sie verdiene.

Man könnte die Frage natürlich auch andersherum stellen: Welche Machtstrukturen, welche Interessengruppen verhindern, dass sich eine Gesellschaft die Räume bauen kann, die sie gern hätte?

Aufstand gegen die Baumafia

Für eine Habitologie

Niemand baut sich selbst ein Haus: Wer wissen will, warum die Häuser so aussehen, wie sie aussehen, und warum es scheinbar keine Alternativen gibt, muss nach den politischen Instanzen fragen, die für Genehmigungen und Bauverordnungen zuständig sind, nach den Interessen der Akteure des Baubetriebs, also der Investoren, Bauunternehmer und der mit ihnen komplex verwobenen Industrie, die eigene kommerzielle Ziele verfolgt. Eine präzise politische, und eben nicht bloß wabernd

psychologisch-anthropologisch spekulierende Wissenschaft des Wohnens muss zunächst klären, welche Machtstrukturen das Wohnen und seine aktuellen Formen prägen: Wer hat ein Interesse daran, dass Häuser und Städte so aussehen, wie sie aussehen? Ohne diesen ökonomisch-materialistischen Ansatz bleibt das Reden über Architektur eine Angelegenheit ästhetischer Geschmacksurteile und eines undifferenzierten Kulturpessimismus, der die Hässlichkeit der Vorstädte allein auf einen Mangel an bürgerlichem *Common Sense* und fehlender Geschmacks-erziehung zurückführt. Eine solche Debatte über Stadtkultur lässt aber die handfesten kommerziellen Interessen vergessen, die ihre Form prägen: Was etwa als »Rückkehr bürgerlicher Wohnkultur« ins Zentrum der Stadt verkauft wird, besteht im Kern oft aus teuren Wohnmonokulturen, die sich eher durch die Vertreibung all dessen auszeichnen, was bürgerliche Stadtkultur ausmacht, wenn man darunter Durchmischung, Verdichtung, Amalgamierung, Zusammenführung heterogener Einflüsse zu einer Gemeinschaft versteht.

Viel interessanter als die endlose, formalideologisch-metaphysische Debatte um eine »dem Menschen an sich« angemessene Bauform wäre es deshalb, sich damit abzufinden, dass es sowohl gute Flachdachhäuser als auch gute Spitzdachhäuser, gute Glashäuser und gute Steinhäuser, guten Blockrandbau und gute Stadtlandschaften gibt und Menschen, die diese jeweils mehr oder weniger mögen – und stattdessen nach strukturellen ökonomischen Bedingungen zu fragen: Welche Lobbys und Machtinteressen bilden sich in den Bauformen ab? Wie kommt es, dass so viele neue Stadtviertel entstehen, für die später niemand verantwortlich sein will und die jenseits von Geschmacksdifferenzen wirklich niemandem gefallen? Warum ist nichts darüber zu erfahren, welche Lobbys das Land so kaputtbauen?

Weil der radikalen Ökonomisierung des Bauens die Entpolitisierung des Baudiskurses gegenübersteht. Es gibt jenseits der Universitäten und Fachtagungen keine breitenwirksame Diskussion über die Frage, wie die Plätze aussehen sollen, auf denen wir uns treffen wollen, was unsere Städte und Häuser bieten sollen – und wer verhindert, dass diese Häuser und Städte gebaut werden können.

Vielleicht liegt es gar nicht einmal am fragwürdigen Geschmack der Bewohner, dass die Wohnviertel vor der Stadt so trostlos aussehen, sondern an den fehlenden Alternativen: Die Industrie des Schlüsselfertigen beschränkt individuelle Entscheidungen auf Türdekors und Gaubenformen, alles weitere widerspricht dem Diktat maximaler Renditen. Eine neue Habitologie müsste eine kritische Wissenschaft sein, eine politische Ökonomie der Architektur, die den Macht- und Interessenstrukturen nachspürt, die sich in den Neubauten und urbanistischen Masterplänen abbilden oder hinter ihnen verbergen – denn Bauen ist in den allermeisten Fällen eben keine primär ästhetische, sondern eine vor allem ökonomische Disziplin, was man den meisten Bauten leider auch sehr deutlich ansieht.

Dass etwa im Bereich des Wohnungsbaus keine grundlegenden Alternativen zu den bekannten Formen angeboten werden, hat seine Gründe auch in den Interessen einer Bauindustrie, die sehr gut an den billigst gebauten Einfamilienhauswürfeln auf der Wiese und den deprimierenden Apartmentriegeln in der Stadt verdient und nichts mehr fürchtet als die Frage: Wie könnten wir noch wohnen – und wäre es nicht ökologischer, die Städte zu verdichten und die brachliegenden Flachdächer in Gärten umzuwandeln, so dass die Pendler in der Stadt bleiben könnten, anstatt mit ihren Großraumlimousinen in die Kiste vor der Stadt zu fahren? Und dabei zehnfach jene Energie zu verbrennen, die der klapperige Dämmputz einspart? Und das alles nur, um in einem Haus »im Grünen« zu sein, was oft auch eine große Selbsttäuschung ist.

Wer vom Land träumt, sieht heitere Feldwege und Weiden, die bis an die schmalen Straßen reichen. Die Realität sieht anders aus: Vom Garten vieler suburbaner 500-Quadratmeter-Grundstücke bleiben, nachdem neben dem Haus noch zwei Autostellplätze, ein Schuppen für Fahrräder, Rasenmäher und Grill sowie eine Terrasse abgezogen werden mussten, oft nur fünfzig Quadratmeter Rasen übrig. Aber wie könnten Alternativen aussehen?

Um zu verstehen, was nach dem Haus, wie wir es gewohnt sind, kommen könnte, muss man die Geschichte des Einfamilienhauses kennen –



und die der Alternativen, die es immer gab. Denn das Einfamilienhaus mit Spitzdachgiebel, in dem die Kleinfamilie wohnt und das von der Bauindustrie so heftig propagiert wird, ist eine kulturgeschichtlich recht junge Erfindung und Ergebnis der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts.¹⁵ Die Regel waren über Jahrtausende Gebäudekomplexe, in denen im Schnitt deutlich mehr als vier miteinander verwandte Menschen miteinander wohnten – ob das nun Gehöfte oder Schlösser oder bürgerliche Stadthäuser waren; was uns heute als experimentelle Wohnkommune erscheint, war über Jahrhunderte der Regelfall.

Auch die Vorstellungen davon, was »privat« zu sein bedeutet, wandelte sich im Lauf der Baugeschichte grundlegend. Die Geschichte des Schlafzimmers, des Wohnzimmers, der Küche oder des Kinderzimmers zeigt, dass Wohnen keine statische Angelegenheit ist. Sie zeigt, dass Räume, Einrichtungsgegenstände, Wohnformen umgedacht werden können. Sie zeigt auch, dass es immer wieder Versuche gab, das Wohnen leichter, weniger kostspielig zu machen, auf das Wesentliche zu beschränken, um unabhängiger von Mietkosten und Möbelkrediten zu werden.

Radikalisierte Raumwirkung

Laut einer Studie des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung stieg der Wohnflächenverbrauch pro Kopf allein zwischen 1998 und 2013 von 39 auf 45 Quadratmeter; 1950 lag er bei 15 Quadratmetern.¹⁶ In den alten Bundesländern war 2005 eine Wohnfläche von 2,9 Milliarden Quadratmetern belegt; seit 1993 stieg die Fläche um 380 Millionen Quadratmeter an. »Knapp die Hälfte dieses Zuwachses«, so eine Studie der Landesbau-

sparkasse Berlin, »rund vierzig Prozent oder 155 Millionen Quadratmeter, stammt aus der Zunahme der durchschnittlichen Wohnungsgröße, rund sechzig Prozent resultiert aus der gestiegenen Zahl an Haushalten.«¹⁷ In den neuen Bundesländern stieg die Wohnflächennachfrage seit 1993 um 108 Millionen Quadratmeter, der Wohnflächenkonsum pro Haushalt um 74 Prozent an. Das hat Folgen für die Zersiedlung der Landschaft. Täglich werden in Deutschland zwischen 100 und 120 Hektar Freifläche für Siedlungs- und Verkehrszwecke umgenutzt. Diese Ausdehnung hat natürlich ökologische und ökonomische Folgen. Doch den Flächenverbrauch einzudämmen gilt als Zumutung. Wo es ums Wohnen geht, herrscht Quadratmeterfetischismus, es gilt als unmöglich, mit vier Personen einigermaßen entspannt auf 75 Quadratmetern zu wohnen. Dabei gibt es Häuser, die zeigen, dass das ohne Probleme möglich ist, wenn man die Rückzugsräume radikalisiert und die frei werdenden Ressourcen, das gesparte Geld und den gesparten Platz, für umso großzügige Gemeinschaftsflächen – Dachterrassen oder große kollektive Gärten für zehn Wohneinheiten – nutzt. In diesen Räumen wird das Privatsein nicht eingeschränkt, sondern anders organisiert; die Verkleinerung der Wohnfläche ist keine Einbuße, sondern eine Bereicherung: Im Haus, wo alles aufs Wesentliche reduziert ist, ist es umso gemütlicher und intimer, davor umso offener und großzügiger.

Es gibt zu viel matten Raum, zu viele Häuser, in denen alle Zimmer gleich fade aussehen. Es gibt zu wenig Gebäude, die Raum und Kosten sparen, indem sie Wohnatmosphären radikalisieren: Ein Schlafzimmer so klein machen, dass es gemütlicher wirkt als der übliche fade Raum, in dem dann der sperrige Kleiderschrank vorwurfsvoll dem Bett gegenübersteht, und der weder sonderlich geborgen noch besonders offen wirkt.

Es gibt Beispiele für eine Architektur, die Kosten spart, indem sie Raumwirkungen radikalisiert. Die Architekten Lacaton & Vassal haben in Floriac bei Bordeaux für einen Postangestellten ein sehr billiges Haus gebaut, das eigentlich aus zwei Häusern besteht – einem kleinen mit engen, gemütlichen Räumen, und einem größeren, das wie ein Gewächshaus über das kleine gestülpt ist.

Im Winter zieht man sich in die Geborgenheit des kleinen Hauses zurück, das sich leicht beheizen lässt, im Sommer hat man dafür ein gigantisches Wohnzimmer mit riesigen Raumhöhen. Ähnlich ist es bei dem Dachaufbau, den sich der Komponist Christian von Borries und die Kuratorin Vera Tollmann in Berlin entwerfen ließen: Beheizt werden müssen nur die zwei einfach gemauerten Wohnzellen, in denen man im Winter schläft und wohnt; dazwischen entsteht durch eine einfache Gewächshauskonstruktion ein riesiges, doppelgeschossiges Wohnzimmer. Das Haus hat nur ein Drittel eines billigen Einfamilienhauses gekostet – und bietet mehr Raumvielfalt als ein klassischer Altbau. Es ist ein Haus, in dem die Räume radikalisiert wurden: das Schlafzimmer ist entschlossen intim, der Wohnbereich umso offener und luftiger. Das Schlafzimmer wird zur Höhle, das Wohnzimmer zur nur leicht überdachten Landschaft.



Eine Habitologie, eine Wissenschaft des Wohnens, müsste sich mit solchen Raumwirkungen befassen, mit der Frage, wie unterschiedliche mögliche Wohnbedürfnisse – Schutz und Rückzug, aber auch Öffnung zur Außenwelt – formal entschlossener befriedigt werden können, obwohl die Bauindustrie und vor allem auch eine veraltete, dogmatische Gesetzgebung derartige Experimente nach Kräften zu verhindern suchen.